



Lehrer Willmann mit seiner sechsten Klasse

DIE WOHLFÜHLSCHULE

In einer Zürcher Schule wird bereits umgesetzt, was künftig an allen Schweizer Volksschulen praktiziert werden soll: die integrative Schulungsform. Eine Inspektion mit Lerneffekt.

Text Ursula von Arx Bilder Christian Aeberhard

Das Zürcher Schulhaus Nordstrasse liegt wenig einladend. Gleich daneben braust der Verkehr die Rosengartenstrasse, eine der Hauptverkehrsadern der Stadt, hinauf und hinunter, einfalllos, hartnäckig, vierspurig. Eine Mauer mit Fensterblicken hebt die Schule von der Strasse ab und verwandelt den Lärm in schwankendes Rauschen. Nichts deutet auf das Wunder hin, das in diesem Schulhaus tagtäglich geschehen soll.

Natürlich staunen vor allem Ausenstehende. Die Nordstrasse bekommt immer wieder Besuch, Schulexperten geben ihr Bestnoten, die Bildungsdirektion des Kantons Zürich kommt vorbei oder auch auswärtige Lehrer, die hier schau-

en wollen, wies geht. Wie diese Schule es schaffen will, guten Unterricht für alle Schüler anzubieten und keinen auszuschliessen, egal, ob er als hoch begabt eingestuft wird oder als verhaltensauffällig, intelligenzschwach oder hyperaktiv, ob er körperlich behindert ist oder ob man eine Rechen-, Lese- oder Schreibschwäche festgestellt hat oder gar keine.

Seit rund zehn Jahren wird an der Nordstrasse von freudigen Überzeugungstätern umgesetzt, wofür die drei unverdächtigen Buchstaben ISF stehen, was die Zukunft der Schweizer Volksschule sein soll und was die Gemüter der meisten Betroffenen erhitzt bis erzürnt: die integrative Schulungsform. Im Kan-

ton Aargau etwa gibt es bereits Schulen, die so unterrichten, in Bern auch, und bis im Jahr 2011 soll es im Kanton Zürich praktisch keine Sonderklassen mehr geben. Zwar hat die Bevölkerung dieser Neuerung im Jahr 2005 zugestimmt; die Widerstände und Bedenken aber konnten per Volksentscheid nicht aus der Welt geschafft werden.

Bildung ohne ideologisches Laub um den Kopf gibt es offenbar nicht. Die Frage, welche Schule wir wollen, geht Hand in Hand mit der Frage, welche Gesellschaft wir wollen, und entsprechend scheiden sich die Geister. Alle zusammen, alle integriert – diese Zukunft erscheint den einen als wünschenswert,

& kontra Rhetorik
debattieren
diskutieren Meinungen
aussagen
Klären Beruf
ansprechen dafür und dagegen



Lina übt schwierige Wörter



Von links: Nirusha, Florian, Lina, Melissa, Amelia und Sergio im Klassenzimmer

anderen als Utopie, wieder anderen als Katastrophe.

Zu Letzteren gehören viele Rechtskonservative. Sie erkennen die integrative Schule als «Triumph des Unsinn», «Bürokratie von oben», «Förderung nur der Schwachen», «Kuschelpädagogik», «Wohlfühlschule», auch gehe sie einher mit der «Unterhöhung der Autorität des Lehrers».

Die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich wiederum, notorisch knapp bei Kasse, schaut der neuen Schule mit Optimismus entgegen und spricht im Jargon des Unverbindlichen davon, dass integrative Förderung «das beste Mittel» sei, um «diskriminierende Haltungen zu bekämpfen, den individuellen Bedürfnissen aller Kinder gerecht zu werden und eine integrierende Gesellschaft aufzubauen».

Dazwischen die Stimmen derjenigen, welche die Idee der Durchmischung zwar fortschrittlich finden, in der Umsetzung aber eine gewaltige Überforderung sehen. «Nein», sagt etwa Jules Fickler, Präsident der Mittelstufenlehrer des Kantons Zürich, «die Stimmung

ist nicht gut.» Da komme ein Mix von Ansprüchen auf die Lehrer zu, den sie kaum erfüllen könnten. Noch düsterer ist die Prognose der Sekundarlehrer Zürichs. Ihr Präsident, Urs Loosli: «Wir befürchten das Schlimmste. Wir können es uns schlicht nicht vorstellen: die Sonderklassen auflösen und das Niveau in den normalen Klassen halten – wie soll das gehen?»

Wer sich an der Nordstrasse meldet, bei jener Schule also, die von sich behauptet, mit der integrativen Schule positive Erfahrungen gesammelt zu haben, und sagt, er würde gerne vorbeikommen, am liebsten bei einer sechsten Klasse, der hat die Wahl zwischen drei Klassen und landet dann zum Beispiel in der von Jürg Willimann.

1. Lektion: Warum Lehrer Sozialarbeiter sein müssen

Freitagmorgen, die grosse Zehn-Uhr-Pause ist vorbei. Achtzehn Kinder in allen Hautfarben, dunkelbraune, bronzefarbene, wenige winterbleiche, eines mit tomatenrotem Gesicht, vom Rennen. Manche stürmen herein, johlend, Ame-

lia geht still an den Platz und versenkt den Kopf in die Arme, Nirusha ist bereits wieder am Arbeiten, ein grosser, massiger Junge jagt einen kleineren, pfeilschnellen, sie glucksen vor Freude.

Der Lehrer, Jürg Willimann, nimmt die Stoppuhr zur Hand, die Kinder haben zehn Minuten Zeit, mithilfe des Duden zu ausgesuchten Wörtern Fragen zu beantworten. Nirushas Hand schnellt hoch. Sie will sich mit Florian messen. Wer schneller ist. Florian ist einverstanden. Achtung, fertig, los! Von einer Minute zur anderen wird es ruhig.

Manche Kinder, sagt Jürg Willimann, hätten Mühe zu verstehen, dass man sich an unterschiedlichen Orten unterschiedlich verhält. Dass in einem Museum andere Regeln gälten als auf einem Pausenplatz, als in einem Schulzimmer. So eine konkrete Aufgabe helfe ihnen, runterzukommen.

Willimann hat Kinder, die nicht über ihre Gefühle reden können, weil das bei ihnen zu Hause auch keiner macht. Kinder, die schon oft vor elterlichen Drohungen gezittert haben. Kinder, die nicht wissen, wie man mit Messer und Gabel



«Softies», die harte Arbeit leisten: Die Lehrer Willimann, Meyer, Böhler, Meier und Fey (von links)

Viele Lehrer beklagen, dass sie immer weniger Wissensvermittler und immer mehr Sozialarbeiter zu sein hätten. Willimann beklagt das nicht.

isst. Kinder, die sofort aufgeben, wenn sie etwas nicht können. Kinder, für die es bereits ein Sieg ist, wenn sie weinen und hinterher den Grund benennen können. Kinder, deren Selbstwertgefühl so klein ist, dass sie Hilfe nur als Kritik verstehen.

Viele Lehrer beklagen, dass sie immer weniger Wissensvermittler und immer mehr Sozialarbeiter und Coach zu sein hätten. Willimann beklagt das nicht. Er akzeptiert das. Und zwar nicht aus einer Trägheit heraus. Sondern weil es keinen Sinn mache, sich innerlich gegen die Heterogenität der heutigen Schulklassen zu stemmen. «Sie ist eine Tatsache, auf die man reagieren muss», ein typischer Willimann-Satz. Und weil er genau darin seine Aufgabe sieht: zu fragen, wer welche Bedürfnisse hat, für wen welche Lernbedingungen am besten sind. Wobei er Lehrer sei, nicht Psychologe. Er frage nicht: Wieso willst du nicht arbeiten? Sondern: Wie kann ich dir helfen?

2. Lektion: **Integrativer Unterricht erfordert individuelle Förderung.**

Früher standen die Pulte in Reihe und Glied. Dann kam die Hufeisenform. Hier aber herrscht Chaos. Manche schauen an die Rück-, wieder andere an eine Seitenwand, ein paar wenige Pulte sind auf die Wandtafel ausgerichtet. Und das Lehrerpult steht zuhinterst in einer Ecke. Heute wie an den folgenden Tagen konnte man Willimann nie an seinem Platz sehen.

Es ist nicht so still, dass das leise Verrücken mit Filz beschichteter Stuhlbeine plötzlich laut scheinen würde, aber es ist auch nicht so laut, dass man die Bewegung gar nicht mehr hören könnte. Die meisten Kinder sitzen an ihrem Pult; einer löst ein Aufgabenblatt zum Thema Flächen und Umfang, an dessen unterem Rand als Lernziel steht: Ich kann Flächen und Umfang mit allen Flächen-Einheiten berechnen. Ein Mädchen arbeitet am Aufgabenblatt mit dem Bild Winston

Churchills. Das Lernziel: Ich kenne verschiedene Persönlichkeiten und kann sie im Zeitraster einordnen. Im hinteren Teil des Zimmers sind Tino, Florian und Léon am Computer; einer sucht Material zum Thema «Gladiator», einer zur «Renaissance», einer zu «Steinzeit», am Ende der Stunde werden sie vortragen, was sie wo gefunden haben. Derweil versinkt Amelia zwischen zwei Buchdeckeln, schwer zu sagen, ob sie müde ist oder hoch konzentriert. Dass Michael mit den grossen, schwarzen Träumeraugen immer mal wieder aufsteht, scheint kein Problem, auch nicht, dass er jeweils den längstmöglichen Weg zum Papierkorb wählt; wo ist eigentlich der Lehrer?

Willimann sitzt an der Wand, sehr diskret muss man sagen. Er ist keine Mitte, in der sich die Erwartungen der Schüler oder ihre blinzelnde Angst summieren würden. Den Verlust seiner Autorität als Lehrperson im klassisch-strengen Sinn bedauert er nicht. Hier soll jeder



Jürg Willimann und Sergio vor dem Lernjournal

Schüler die Verantwortung fürs Lernen selber übernehmen können, wenn auch in einem streng vorgegebenen Rahmen.

Neben Willimann steht Mariana. Sie hat heute Morgen «Lernberatung», jede und jeder ist da alle vier Wochen einmal dran. Willimann geht mit ihr die Hefte durch. «Das musst du noch üben hier, siehst du? Beim Teilen ist ja das Dumme, dass man die Reihen können muss. Ich schreibe also hier in dein Lernjournal: «Mariana übt die Achter- und die Siebenerreihe bis nächste Woche.» – Hast du jemanden, der mit dir übt?» – «Die Mutter.» – «Wann übt ihr?» – «Am Wochenende.» So werden Fortschritte, Schwierigkeiten und mögliche Ziele festgehalten. Auch die Arbeitsweise ist Thema. Dazu hat Willimann ein Blatt ausgeteilt mit Fragen. Hast du alles, was du dir vorgenommen hast, erledigt? Kannst du die Arbeit gut einteilen? Hast du vieles begonnen, aber fast nichts fertig gemacht?

Die Lehrer führen für jeden Schüler ein Blatt mit seinem Stand in verschiedenen Fächern. Den Stoff gliedern sie in drei Niveaus, Lehrlings-, Fach- und Expertenniveau. Alle drei Wochen schnei-

den alle Schüler ein neues Thema an, das sie – je nach Tempo und Möglichkeiten – auf den verschiedenen Niveaus bearbeiten und mit einer Lernzielkontrolle abschliessen. Für die Lehrabschlussprüfung (LAP) gibt es eine 4, im Fachniveau eine 5, Experten kriegen eine 6. Ein Blick auf die Klassenübersicht zeigt die Bandbreite in dieser Klasse. Neben Schülern, die nach eineinhalb Wochen überall Fachniveau erreicht haben, gibt es andere, die nach drei Wochen knapp die LAP in Mathematik schaffen. Wie behält man da den Überblick? Man müsse halt einigermaßen organisiert sein, sagt Willimann.

3. Lektion: Vergesst Frontalunterricht! Vergesst die bestehenden Schulbücher!

Die Schüler dieser Klasse arbeiten also auf verschiedenem Niveau an verschiedenen Stoffen. Das hat nichts mehr mit dem traditionellen Unterricht zu tun. Frontalunterricht etwa gibt es bei Willimann kaum noch. In einer Klasse mit sehr starken und sehr schwachen Schülern sei Frontalunterricht meist ineffizient, sagt Willimann. Die einen würden

sich langweilen, die anderen seien überfordert, alle sorgten für Unruhe. Integrierender Unterricht sei deshalb zwangsläufig so zu gestalten, dass die Schüler selbstständig arbeiten können. Man müsse die Übungsblätter zum Beispiel so konzipieren, dass die Schüler sie selber korrigieren könnten. Und auch so, dass sie sich den Stoff möglichst selber aneignen könnten, also klare Lernziele formulieren. Und jetzt hört man von Willimann erstmals so etwas wie einen Seufzer. Und zum ersten Mal erleidet seine fast beängstigend positive Energie einen kleinen Einbruch. «Die Lehrmittel», sagt er und legt ein Ausrufezeichen in seine Stimme. Er könne alle Lehrer verstehen, die über fehlende Lehrmittel für diese Art Unterricht klagten. Da bestehe ein grosser Nachholbedarf. Zum Beispiel das Mathematikbuch, unbrauchbar. Da würde ein Problem erläutert, aber die dazugehörigen Aufgaben stellten immer wieder versteckte zusätzliche Probleme.

Im Schulhaus Nordstrasse hat man dieses Problem vor Jahren schon erkannt und aus der Not heraus eigene Unterrichtseinheiten geschaffen, die exakt auf



Auf die Autorität im klassischen Sinne verzichtet Lehrer Jürg Willimann gerne.

Die Schüler wissen zwar, wer von ihnen zu den guten Schülern gehört, aber wer im ISF-Programm ist, das wissen sie nicht.

die Bedürfnisse eines integrativen und individualisierenden Unterrichts zugeschnitten sind. Da, hinten an der Wand, die Reihe mit den siebzehn Ordnern. Sie enthalten die im Team in vielen Stunden gemeinsam erarbeiteten Blätter für Sprache, Mathematik, Mensch und Umwelt. Nur im Französisch und im Englisch werden die offiziellen Lehrmittel verwendet. Diese Ordner sind so etwas wie das pädagogische Kapital dieser Schule, sie bilden das Rückgrat des Unterrichts der drei Mittelstufenklassen. Jedes Kind frisst sich wie eine Raupe durch diese Ordner. Nimmt ein Blatt, kopiert es, bearbeitet es. Nimmt das nächste, kopiert es, bearbeitet es. Aber, fügt Willimann an, es sei natürlich immer noch eine Riesenbaustelle.

4. Lektion: Zwei Lehrer in einem Raum stören nicht.

Ein Donnerstagmorgen, nach neun. Willimann sitzt mit einer Gruppe im

Kreis. «L'éponge est molle», sagt Nirusha, die einen Schwamm in der Hand hält. «Très bien», sagt Willimann und will wissen, wie die männliche Form von molle lautet. Schweigen. Willimann zeigt Verständnis, ah, das sei das Verfluchte bei Sprachen, dass es immer Unregelmässigkeiten gebe, da helfe nichts, nur auswendig lernen, die männliche Form sei mou. Der quirlige Aykut kneift seinen Nachbarn in den Arm und kichert, der andere kneift zurück, beide kichern. Willimann tippt den Unruhestifter kurz an die Schulter: «Du, wie ist das eigentlich im Türkischen? Gibt es da bei den Adjektiven auch männliche und weibliche Formen?» Das Gekicher ist vorbei.

Im hinteren Teil des Zimmers hat man eh nichts davon mitbekommen. Heute ist auch der Integrative-Schulungsform- oder ISF-Lehrer Werner Fessler im Zimmer, er ist an zwei Morgen hier und soll speziell jene Kinder unterstützen, die früher in einer Sonderklasse

geessen hätten. In diesem Fall ist das die halbe Klasse, wie Willimann sagt. Fessler sieht aus wie ein Bär und bewegt sich wie ein Geist. Die Schüler wissen zwar, wer von ihnen zu den guten Schülern gehört, aber wer im ISF-Programm ist, das wissen sie nicht und das interessiert sie auch nicht. Man male den unterstützungsbedürftigen Kindern ja nicht «ISF» auf die Stirn, sagt Fessler. Fessler geht von Kind zu Kind, setzt sich, bespricht, stellt Fragen, beantwortet Fragen, hört zu, ermutigt, schafft Vertrauen, alles leise.

Was ist mit diesen Kindern los? Keine Hackordnung? Keine Hänseleien? Nein, wirklich wenig negative Konkurrenz, sagt Fessler. Er sieht den Grund dafür in einem Unterricht, der mit jeder Faser auf die Verschiedenheit der Kinder ausgerichtet sei und diese nicht werte. Und ausserdem sei es oft so, dass auch schwache Schüler ein hohes Prestige hätten innerhalb der Klasse, weil sie zum Beispiel gut im Streitschlichten sind. →

Früher, sagt Fessler, sei er aus dem Zimmer gegangen. Aber abgesehen davon, dass das Herausnehmen der Kinder diese unnötig ausgestellt habe, sei es auch sonst unpraktisch gewesen. Die Absprachen etwa mit dem Klassenlehrer waren aufwendiger. Jetzt hingegen laufe alles nebenbei, und die Kinder würden auch nichts durch Abwesenheit verpassen. Apropos Aufwand. Jules Fickler vom MVZ sagt, viele seiner Kollegen empfänden es als eine Lawine, was da organisatorisch auf sie zukomme. Fessler würde da entschärfen wollen, aber nicht ganz. Ja, sagt er, man müsse viel zusammen reden, das sei so. Aber, ergänzt Willimann, den Unterricht vorbereiten müssten ja sowieso alle.

5. Lektion: Der Lehrer als Einzelkämpfer ist verloren. Unterrichten heute ist Teamarbeit.

Donnerstagmorgen, nach der Zehn-Uhr-Pause. Die Kinder der Klasse Bauermann und der Klasse Willimann treffen sich alle im Zimmer der Klasse Bosshard. Alle Schüler haben einen Text, genauer eine Erörterung, geschrieben zum

Thema «Haustiere – pro und kontra». Die Lehrer haben drei ausgewählt, die werden jetzt vor Publikum vorgetragen und danach gemeinsam besprochen.

Florian schreibt, ein Tier könne ein Freund sein, man könne ihm Sachen erzählen, und es erzähle sie garantiert nicht weiter. Andererseits mache seine Katze die Christbaumkugeln kaputt. Tino schreibt als Schlusssatz: «Ein Tier sollte ein Freund sein, kein Spielzeug.» Wassim schreibt: «Wenn man ein Tier hat, muss man Verantwortung tragen. Dadurch kann man viel lernen.»

Alle klatschen, und alle Schreiber werden gelobt.

Johnny: «Ich fand den Text inhaltlich gut.»

Aykut: «Alle haben gute Wörter gebraucht.»

Pamela: «Die Zeichnung war süss.»

Roksan: «Man muss auch genug Platz haben für ein Tier.»

Salim: «Ja, das wurde vergessen.»

Lageesan: «Das hätte man noch schreiben können.»

Es wird genickt. Und Herr Bosshard, der Lehrer der Parallelklasse, sagt

noch, dass es eine schöne Stunde gewesen sei, dass sie alle gut gearbeitet und aufgepasst hätten und dass er sich schon auf die nächste Woche freue. Dann geht die Klasse Willimann wieder nach oben.

Und einmal mehr bestätigt Jürg Willimann seine ohne Koketterie auskommende Bescheidenheit, indem er einmal mehr betont, wie wichtig die Zusammenarbeit und der Austausch in den pädagogischen Teams der ganzen Schule seien. Wenn zum Beispiel ein Schüler in der Klasse zu sehr störe, schicke man ihn mit seiner Arbeit stundenweise in eine andere Klasse – eine kleine, aber meist wirkungsvolle Massnahme, die man in den pädagogischen Teams der Unter- und Mittelstufe vereinbart habe.

Und Jürg Willimann erzählt mit tanzenden Handbewegungen, wie froh er letzten Herbst um die Unterstützung seines Teams gewesen sei, als seine sechste Klasse in die Oberstufe kam und diese unglaublich sozialkompetenten Mädchen, die wirklich eine Stütze für den Unterricht gewesen seien, plötzlich weg waren. Und von unten kam eine vierte Klasse hinzu, die vom Rest nicht

akzeptiert wurde. Ein Drama sei das gewesen. Willimann erinnert sich noch gut, wie er mit seinen verbliebenen Schülern im Kreis sass und fragte, wie man denn die neue vierte Klasse, die aus der dritten nachrückte, willkommen heissen könne, und es hiess, die wollen wir gar nicht. Totalverweigerung. Willimann entschloss sich in Absprache mit seinen Kollegen, die Klasse ganz eng zu führen, so eng, dass er sich selber nicht mehr kannte. Und alle halfen mit, das ganze Team der Nordstrasse; nirgends, weder auf dem Pausenplatz noch in der Handarbeit, noch im Hort wurde mehr ein Auge zugeedrückt. An Weihnachten war es geschafft, und Willimann konnte den Trichter wieder umdrehen zur Offenheit hin.

6. Lektion: Die Vorteile von jahrgangsgemischten Klassen

Manche Schüler sind ein bisschen grösser als andere, manche ein bisschen lauter, manche wirken für ihre Jugend schon erstaunlich gesetzt. Einige schauen vielleicht etwas mehr auf das Blatt des Tischnachbarn als umgekehrt; wobei

Klagen wie «Der soll mir nicht immer abschreiben, gopfridstutz» von Willimann so beantwortet werden: «Was heisst hier abschreiben? Du kannst offenbar etwas besser als er. Also hilf.»

Seit drei Jahren nun wird an dieser Schule jahrgangsgemischt unterrichtet. Und zwar nicht gezwungenermassen, wie das heute bei den kleinen Schülerzahlen oft der Fall ist, sondern als logische Folge der ISF. Denn man sagte sich, dass es auf die Altersdifferenz auch nicht mehr ankomme, wenn die Bandbreite innerhalb einer Klasse schon so riesig sei. Willimann würde nie mehr zurückwollen. Er sieht nur Vorteile. Früher, sagt er, war am Ende der sechsten Klasse Filmriss. Heute hätte er nach den Sommerferien noch zwei Drittel der Klasse, die wisse, was der Willimann unter Respekt verstehe, was unter Humor, und die auch die Lernkultur weitergeben könne. Und doch, er habe eine neue Klasse vor sich. Aus den Kleinen werden die in der Mitte, während die ehemals in der Mitte Stehenden jetzt die Rolle der Grossen einnehmen müssen. Das sei eine gute Schule für Sozialkompetenz. Die Grösseren

helfen den Kleinen. Die Kleineren finden in den Grösseren ihre Vorbilder. Willimann hält jahrgangsgemischte Klassen für Gewaltprävention: Kleine, die man kennt, schlägt man nicht. Eher fühlt man sich für sie verantwortlich.

7. Lektion: Nur die Wohlfühlschule ist eine gute Schule.

Willimann im O-Ton: «Toll, wie ihr die Pausenplatzämtyli selbstständig eingetragen habt! Wirklich super. Das freut mich.» – «Weisst du, was mir sehr gut gefallen hat? Dass du einen richtigen Schlusspunkt unter die Geschichte gesetzt hast.» – «Was, schon drei Stempel! Und alle von heute? Hey, gratuliere!» – «Ich sehe, ihr habt begriffen, wie das mit den Endungen geht. Das ist gut! Das ist wirklich gut.»

Lob entfährt Jürg Willimann nicht reflexiv, aber beschleunigter als anderen Leuten kommt es ihm schon über die Lippen. Doch nicht aus allgemeiner Kinderliebe. Sondern weil er die Leitsätze wahrhaben will, die im Lehrerzimmer hängen: «Jedes Kind hat Erfolg» und «Niemand wird beschämt». →

Das sind Sätze, die den Kindern zeigen, dass sie zählen. Während alte pädagogische Glaubenssätze wie «Qualität kommt von Qual» unmündig machen und das Lernen verhindern, davon ist Willimann überzeugt.

Will er eine Wohlfühlschule?

«Aber sicher», sagt Willimann. «Wie denn soll man lernen können, wenn man sich nicht wohlfühlt in seiner Haut?»

ISF-Lehrer Fessler ist dazugestossen und erzählt von einem Buben aus der Parallelklasse. Der sei als Viertklässler in die Schweiz gekommen, ein blitzgescheiter Junge, lernte rasend schnell Deutsch. «Man hat schon am Anfang gemerkt, er hat es schwer, er war dauernd am Kämpfen um seine Position, fiel einem ins Wort, stampfte im Zimmer herum, und das wurde schlimmer und schlimmer. Selbstverständlich machte er nichts, keine Hausaufgaben, keine Übungen, nichts.» Das habe wie zur Reputation dieses Schülers gehört, die zu bestätigen er sich schuldig fühlte, sagt Fessler. Was macht man da?

Nun, sagt Fessler, man habe versucht, sich möglichst nicht auf sein Spiel einzulassen. Aber es sei unglaublich schwierig gewesen, weil der natürlich genau gemerkt habe, wo die empfindlichen Stellen der Lehrer seien. Man habe mit den Eltern das Gespräch gesucht. Man habe ihn stundenweise in eine andere Klasse geschickt. Massnahmen wie diese halt. Man habe ihn nicht bestraft. Willimann: «Strafen ist auch so etwas.

Machen wir nicht.» Fessler: «Aus Strafen folgt keine Einsicht.» Willimann: «Wir versuchen, mit Folgen zu arbeiten. Wenn du dich so oder so verhältst, geschieht das und das. Wir versuchen Abmachungen zu treffen mit den Schülern. Auf Abmachungen lassen sie sich meistens ein.» Fessler: «Und Strafen ist nicht respektvoll. Man sollte respektlosem Verhalten nicht mit respektlosem Verhalten begegnen.» Was wurde aus dem Buben?

«Es wurde noch schlimmer. Er hat alles versucht, um uns dazu zu zwingen, ihn so zu behandeln, wie er es kennt. Wir haben es irgendwie ausgehalten. Ich hab gesucht wie ein Häftlimacher: Wo kann ich den Buben gernhaben? Die Situation beruhigte sich dann.»

Gut. Aber was, wenn mehrere solcher Kinder in einer Klasse sind? Wann ist ein Lehrer nur noch überfordert? «Das kommt etwa alle zwei Jahre vor an dieser Schule, dass wir sagen müssen: Das sprengt unseren Rahmen, das schaffen wir nicht», sagt Jürg Willimann. Und das sei meist am Ende einer langen Geschichte und meist, wenn die Eltern nicht mitziehen würden, wenn sie die Massnahmen, die die Schule getroffen hat, nicht unterstützten. Dann sagen wir: «Er muss gehen.»

8. Lektion: Die ISF nützt den Schwachen und schadet den Starken nicht.

Ein Donnerstagnachmittag. An der Wandtafel steht «Wie wir Schule machen». Es soll ein stummer Dialog ent-

stehen. Der Vorteil eines stummen Dialogs: Auch zurückhaltende Kinder kommen zum Zug.

Willimann schreibt als Erstes an die Tafel: «Die Kinder arbeiten auf L-, F- oder E-Niveau.» Danach ist es eine Weile lang ruhig. Bis Melissa nach vorn kommt und schreibt: «Mit Regeln». Und im Handumdrehen ist die Tafel voll: «gemütlich» (Lina). «Wir haben verschiedene Themen» (Langeesan). «Ich finde, wir singen zu wenig» (Raquel). «Ich habe die Gitarre wieder mitgenommen» (Willimann). «Warum spielen Sie nicht?» (Nirusha). «Ich spiele morgen» (Willimann). «Ich finde, es hat zu viele Mathe-Module» (Florian). «Die Mathe-Module sind zu aufwendig» (Michael). «Das kann ich unterstützen. Die Mathe-Module sind zu einfach und zu aufwendig» (Tino).

Schon am anderen Morgen ruft Willimann Florian und Tino zu sich. Das fände er gar nicht gut, wenn sie sich langweilen würden und nichts lernten. Sobald sie das Gefühl hätten, sie verstünden ein Thema, sollten sie die LAP machen, und dann sofort auf F-Niveau wechseln.

Den Vorwurf, dass die Integrative Schulungsform nur die schwachen Schüler fördere, lässt Willimann denn auch nicht gelten. Dieses System sei nach oben offen. Und auch nicht gelten lässt Willimann, dass durch ISF das Leistungsniveau gesenkt werde. Er kann sich dabei auf Zahlen des Kantons berufen. Sie zeigen, dass fremdsprachige Schüler an der Nordstrasse besser abschneiden

als an einer herkömmlichen Schule. Und die muttersprachlichen? «Gleich gut.»

Er hätte sich auch auf den deutschen Bildungsökonom Ludger Wössmann berufen können, der zeigt, dass Länder wie Finnland, in denen die Kinder bis zu sechzehn Jahren gemeinsam lernen, im Pisa-Test besser abschneiden als Länder, die früh separieren. Statt auf Zahlen, könnte sich Willimann auch auf die Eltern der guten bis sehr guten Schüler berufen. Es sind Eltern, die ihre Kinder hegen und nicht in den Sand setzen.

9. Lektion: Auch die Eltern sind zufrieden.

Lina gehe gern zur Schule, und sie habe den Eindruck, ihre Tochter werde genau im richtigen Mass gefordert, nicht zu viel und nicht zu wenig, sagt Frau Frisch. Bis jetzt sei sie nur mit einer Lehrperson unglücklich gewesen, die hätte sich offensichtlich schwergetan mit der Art Unterricht hier und auch mit der ganzen Teamarbeit. Sie arbeitet heute nicht mehr an der Nordstrasse.

Sein Sohn Florian sei deutlich besser als der Durchschnitt, und das sei grundsätzlich nicht unproblematisch, sagt Herr Krempke. Aber im Unterricht komme er nicht zu kurz, die Schüler müssten ja sehr selbstständig arbeiten, sie lernten, sich selber zu organisieren, das finde er gut. Und bezüglich Sozialkompetenz profitiere ein Kind in einer so durchmischten Schule natürlich sehr. Bei der Vorbereitung zur Gymiprü-

fung, da habe er zwar echt pushen müssen, aber jetzt sei es gut. «Und die Lehrer, Willimann und Fessler, die sind natürlich einfach grossartig.» – Vielleicht sind sie einfach Ausnahmetalente? – Das glaube er nicht, sagt Krempke, er halte alle Lehrer von der Nordstrasse für sehr gut, die spezielle Art, wie die an die Kinder ran gingen, das spüre man bei allen.

Ihr Tino komme hundert Prozent zu dem, was er brauche, sagt Frau Stricker. Positiv findet sie auch die jahrgangsgemischten Klassen, das bringe was, Tino könne sich nach oben orientieren. Und das pädagogische Team arbeite wirklich sehr gut zusammen, man spüre, dass die viel miteinander diskutierten. Sie bekämen als Eltern sowieso sehr viel mit, das sei alles sehr transparent.

Zufriedene Eltern, zufriedene Schüler, zufriedene Lehrer. Wer sich das Wunder der Nordstrasse ein bisschen genauer anschaut, stellt fest, dass vieles zusammenspielen muss, damit das Lernen mit allen für jeden erfolgreich stattfinden kann. Zunächst braucht es ein grundsätzlich reformfreudiges Klima, die Offenheit, auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren, die Bereitschaft, Gewohntes umzukrempeln, den Unterricht grundsätzlich neu zu überdenken. Konkreter heisst dies: Es braucht Lehrer mit einem pädagogischen Feuer und einem Talent zur Zusammenarbeit. Es braucht neue Strukturen, die aus einer Schule sehr viel mehr machen als eine Ansammlung von Klassen. Es braucht

ein Umfeld, das trägt, integrale Betreuung. Es braucht genug Förderstunden, neue Lehrmittel, vernünftige Klassengrössen, grosse Klassenzimmer. Und natürlich braucht es für all das auch Geld.

Kurz: Wenn die gewöhnliche Staatsschule wie vorgesehen künftig viele Kinder integrieren soll, die derzeit noch Sonderklassen besuchen, muss sie sich gewaltig verändern. Dies scheint man an der Nordstrasse verinnerlicht zu haben.

Natürlich kann sie, als ein einzelnes gelungenes Beispiel, die Bedenken gegen die integrative Schulungsform nicht zerstreuen. Doch was an der Nordstrasse gelingt, bewährt sich in ähnlicher Form und schon länger auch anderswo, etwa in den skandinavischen Ländern. Hier in der Schweiz provoziert die neue Schule neben nachvollziehbarer Skepsis auch eine grundsätzliche Kritik, die viel Aufhebens um alte Schlagwörter wie Ordnung, Leistung, Disziplin und Fleiss macht. Doch bleibt diese Kritik bei den vorgeschobenen Tugenden nicht stehen: Sie organisiert sich im Sinne der herrschenden Norm und gegen die, die ausseren. Und eine Kritik, die beim Altbewährten stehen bleibt, wie man es vielleicht selbst in der Schulzeit noch erlebt hat, negiert, dass sich die Gesellschaft verändert und dass sich mit ihr auch die Schule verändern muss. ◀

Ursula von Arx ist Redaktorin des «Magazins». ursula.vonarx@dasmagazin.ch
Der Fotograf Christian Aeberhard lebt in Basel. mail@christian-aeberhard.ch

Aus: Das Magazin
Nr. 06 / 2008